

Was ist a priori und was ist a posteriori?

Von Dr. H. Fels (Sechtem).

Um den „verwirrenden Unklarheiten und Vieldeutigkeiten“, die den Ausdrücken a priori und a posteriori „im allgemeinen Gebrauch anhaften, sowie auch wegen der anrühigen, philosophischen Lehren, die mit ihnen als böses Erbe der Vergangenheit verflochten sind“¹⁾, aus dem Wege zu gehen, soll hier der Versuch gewagt werden, durch eine historische und eine prinzipielle Erörterung des Problems eine klare, eindeutige Bestimmung der Begriffe a priori und a posteriori zu geben.

A. Historische Erörterung des Problems.

Erstes Kapitel.

Von Anaximander bis Leibniz.

1. Die Jonier.

In dem Bemühen der Jonier um die Erforschung der ἀρχὴ τοῦ παντός, des ersten Grundes für den gesamten Kosmos, erkennen wir in der Geschichte der Philosophie den ersten Versuch, das a priori zu erfassen. Als Naturphilosophen war den Joniern die Natur durch die beobachtende Erfahrung wohl bekannt, aber das a priori blieb ihnen ein verschleiertes Bild, weil sie im Stofflichen steckenblieben und eine Geistesphilosophie im Gegensatz zur Naturphilosophie nicht kannten. Uns genügt es, feststellen zu können, dass das ἀπειρον des Anaximander den Sinn hat, das zu bezeichnen und zu begreifen, was ausserhalb der Erfahrung und unabhängig von ihr ist. Sein ἀπειρον entspricht einigermassen dem a priori der Geistesphilosophie.

2. Plato.

In dieser Philosophie ist Platons Ideenlehre eine grandiose Tat. Die platonische Idee, die οὐσία, ist „ihrem Begriffe nach im Umkreis des Wahrnehmbaren nicht zu finden: und wahrnehmbar ist alles Wirkliche. Die Ideen sind also von der Körperwelt wesentlich Verschiedenes“²⁾. Was von der Körperwelt wesentlich verschieden ist, kann auch nicht dem

¹⁾ Husserl Edm., Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie, Halle 1922, S. 6.

²⁾ Windelband W., Lehrbuch der Geschichte der Philosophie, Tübingen 1919, S. 89.

Bereich der Erfahrung angehören, ist unabhängig von der Erfahrung, stammt aus reiner Anschauung oder reinem Denken, ist also a priori¹⁾. Demnach bietet sich die Ideenlehre Platons als eine auf apriorischer Grundlage aufbauende Lehre dar; und obgleich Plato, „der Entdecker der Erkenntnis a priori“²⁾, sich damit als strenger Apriorist erweist, finden wir in keinem seiner Werke eine näherere Erörterung über seine Methode, aus der wir erkennen könnten, wie Plato das Problem des a priori und des a posteriori behandelt haben würde³⁾.

3. Aristoteles.

Deutlicher erkennen wir das a priori und das a posteriori in dem *πρότερον φύσει* und dem *πρότερον πρὸς ἡμᾶς* des Aristoteles. Die *ἐπιστήμη τῶν καθόλου*, ungefähr dasselbe wie das *πρότερον φύσει*, ist das einfach Allgemeine (de anima II, 5), das der Natur nach das Frühere im Erkennen aber das Spätere ist; es ist aber auch der Grund für jedes Einzelne, das wir aus ihm erkennen⁴⁾. Diese Lehre vom Allgemeinen, aber noch mehr die Lehre von der Wesenheit, von dem *τὸ τί ἦν εἶναι* und die Methode der aristotelischen Logik, die im Sinne Husserls eine „reine Logik“ genannt werden kann, beweisen, dass Aristoteles den Begriff des a priori und des a posteriori sehr wohl kannte und praktisch anwandte.

„Wenn auch in der Oekonomie seines Systems die Logik“ — und darum geht es hier ja auch — „mit der Psychologie und Metaphysik innig verbunden ist, so spielt sie doch in erster Linie die Rolle eines Erkenntniswerkzeuges: sie fixiert die Wissenschaft in ihrer Form mit Abstraktion aus ihrem Inhalt“⁵⁾. Aus der Analyse der Begriffe geht seine Lehre hervor, und obgleich sich so auch Aristoteles uns als Apriorist darbietet, bleiben wir auch bei ihm ohne die Erfüllung unseres Wunsches, ihn selbst über seine Methode eingehend sprechen zu hören. Das *πρότερον φύσει* und das *πρότερον πρὸς ἡμᾶς* wird wohl erwogen, aber das Problem selbst hat Aristoteles wohl kaum in seiner Tiefe erkannt.

4. Boethius.

Diese Erkenntnis finden wir erst viele Jahrhunderte später in der Philosophie des letzten grossen Vertreters der griechisch-römischen Philo-

¹⁾ Kant J., Kritik der reinen Vernunft, Reclam S. 38: „So verliess Plato die Sinnenwelt, weil sie dem Verstande so vielfältige Hindernisse legt, und wagte sich jenseits derselben auf den Flügeln der Ideen in den leeren Raum des reinen Verstandes.“

²⁾ Hartmann N., Grundzüge einer Metaphysik der Erkenntnis, Berlin 1921, S. 76.

³⁾ Natorp P., Platons Ideenlehre, Leipzig 1907, S. 138 ff.

⁴⁾ Aristoteles, Anal. post. I, 2, 71 b, 33 und Metaph. V, 11, 1018 b, 32.

⁵⁾ Wulf M. de, Geschichte der mittelalterlichen Philosophie, Deutsch von R. Eisler, Tübingen 1913, S. 22.

sophie, bei Boethius: Er unterscheidet zwischen den Erkenntnissen „per priora“ und „per posteriora“. Erstere sind ihm die rein geistigen Erkenntnisse, die wir durch diskursives Denken erhalten, letztere werden uns durch die Erfahrung gegeben. Diese Unterscheidung geht auf das Problem selbst ein und lässt vermuten, dass Boethius sich auch wohl eingehend mit dieser zweifachen Erkenntnis befasst hat, worüber wir leider nichts Bestimmtes wissen; immerhin können wir auf Grund seiner idealistischen, abstrakt-philosophischen Anschauungsweise und auf Grund der Tatsache, dass seine Philosophie im Geiste des Neuplatonismus eine harmonische Verbindung der Lehre Platons und des Aristoteles ist, annehmen, dass er mehr dem a priori oder, wie er sagt, dem „per priora“ zugeneigt war. Diese Zuneigung zum a priori ist allen wahren Philosophen eigen¹⁾.

5. Das Mittelalter.

In der Folgezeit steht die Philosophie im Zeichen der Hegemonie des Aristotelismus, weshalb wir auch in den Summen des Mittelalters keine wesentlich andere Darstellung unseres Problems finden, als sie schon durch die aristotelische Philosophie gegeben ist.

6. Albert von Sachsen.

Erwähnenswert ist nur noch, dass Prantl uns mitteilt, Albert von Sachsen habe unsern Begriff und Ausdruck a priori und a posteriori in Verbindung mit dem Beweise gebraucht: „Demonstratio quaedam est procedens ex causis ad effectum et vocatur demonstratio a priori.“ Diese demonstratio a priori steht im Gegensatz zur „demonstratio a posteriori, quae est procedens ex effectu ad causam“²⁾.

Mit der grossen religiösen Umwälzung des 16. Jahrhunderts betrat auch die Philosophie neue Bahnen. Descartes, Spinoza, Leibniz, Kant bezeichnen den Weg, den die Philosophie, befreit vom „Joch des aristotelisch-scholastischen Kleinkrams“, nun einschlug in der „Selbstbesinnung der Neuzeit“, die M. Scheler als „Kants gewaltiges Verdienst“³⁾ preist. Wiewohl Descartes, Spinoza, Leibniz und Kant Aprioristen sind⁴⁾, ist doch eigentlich erst Kant der Begründer der Aprioritätslehre.

7. Descartes.

Der Ausgangspunkt der kartesianischen Philosophie ist das cogito, ergo sum. Descartes bezweifelt alles, nur nicht das eine, dass er zweifelt. Wenn er weiß, dass er zweifelt, weiß er auch, dass er denkt, und wenn er denkt, ist er auch: cogito, ergo sum. Das ist das einzig Sichere.

¹⁾ Vgl. Geysler J., Philos. Jahrbuch der G. G., a. a. O. S. 98.

²⁾ Prantl K., Geschichte der Logik, Leipzig 1855, IV, S. 78.

³⁾ Scheler M., Die transzendente und die psychologische Methode, Leipzig 1922, S. 26.

⁴⁾ Külpe O., Einleitung in die Philosophie, Ausg. von Aug. Messer, Leipzig 1918, S. 347.

Von diesem Standpunkte aus geht er nun an die Erforschung der Dinge auf deduktivem, analytischem Wege heran, und damit ist die apriorische Einstellung als seine Methode gekennzeichnet. Von der Erfahrung als Ursprung der intellektuellen Erkenntnis will Descartes nichts wissen; denn er lehnt den Satz „*cognitio intellectualis incipit a sensu*“ energisch als falsch ab. Der Grund und Ursprung der intellektuellen Erkenntnis liegt vielmehr in den eingeborenen Ideen¹⁾. Diese eingeborenen Ideen sind das zweite Grundproblem in der kartesischen Philosophie, und weil Descartes sich mit diesen *ideae innatae* gegenüber den *ideae adventitiae*, die er aber nicht leugnet und den *ideae a seipso factae* intensiv befasste, versperrte er sich selbst den Weg zu unserm *a priori* und *a posteriori*. Jedoch bilden die *ideae innatae* und die Erkenntnisse *a priori* und die *ideae adventitiae* und die Erkenntnisse *a posteriori* im Grunde genommen dasselbe Problem. Durch den Primat der *ideae innatae* bekennt sich Descartes zum *a priori*, und es ist im Interesse unseres Problems nur zu bedauern, dass er sein Problem nicht in unserm Sinne behandelt hat.

8. Spinoza.

Aus dem Kartesianismus entwickelte sich die Lehre Spinozas. Ihre Methode ist charakterisiert durch sein letztes Werk, die „*Ethica ordine geometrico demonstrata*“. Leider sind wir, wie so oft, auch bei Spinoza ohne seine eigene eingehende Erklärung über seine Methode, die gerade als Einleitung zu seiner Ethik grossen Wert haben würde. Da also diese Erklärung fehlt, müssen wir sie uns selbst suchen. Jedem sehenden Leser der Ethik fällt gleich auf den ersten Blick hin die mathematische Anlage dieses Werkes auf: Einem jeden Traktat stellt Spinoza entsprechende, von ihm nicht bewiesene, zum Teil von Descartes übernommene, vermeintlich unbestreitbare Definitionen und Axiome voran, aus denen er seine Lehrsätze ableitet. Schon diese Tatsache allein beweist den Primat des *a priori* in der Philosophie Spinozas. Noch klarer erscheint uns der charakteristische Zug Spinozas durch eine Betrachtung der „*notiones communes*“. Die „Gemeinbegriffe sind die Ursache der Begriffe, die Grundlage unseres Schlussverfahrens“. „Sie sind gewisse Ideen, die allen Menschen gemeinsam sind.“ „Auf ihnen beruht die Erkenntnis der zweiten Gattung oder die Vernunft, und begriffen werden sie unter einer gewissen Art der Ewigkeit; ihre Erkenntnis ist klarer als die von Gott.“²⁾ Deutlicher lässt sich die apriorische Methode wohl kaum schildern, als durch diese Worte Spinozas. So lässt sich auch durch das ganze philosophisch-theologische Denken hindurch Spinozas apriorische Einstellung nachweisen. Stöckl nennt als die

¹⁾ Stöckl A., Grundriss der Geschichte der Philosophie, Ausgabe von Weingärtner, Mainz 1919, S. 268.

²⁾ Spinoza Baruch de, Ethik, Deutsch von O. Baensch, Leipzig 1919, S. 77 f., 81 ff.

vier Grundthesen seines Systems¹⁾ den Pantheismus, erklärt aus der einen Substanz, den Rationalismus, der seinem Bekenntnis und seinen Lebensschicksalen entspricht, „den Parallelismus und die Identität des körperlichen und geistigen Seins, den Determinismus oder die durchgängige Notwendigkeit alles Geschehens“. Bei dieser klaren apriorischen, mathematischen Methode ist es höchst verwunderlich, dass Spinoza trotz der bewussten Annahme des a priori und der ebenso deutlich erkennbaren Ablehnung des a posteriori — Spinoza gebraucht die Ausdrücke a priori und a posteriori sogar in gewollter Gegenüberstellung²⁾ — unser Problem selbst nicht behandelte.

9. Leibniz.

Nicht der Form, wohl aber dem Inhalt nach unternahm Leibniz diese Arbeit. Er ist der erste deutsche Philosoph, der auf das aristotelische *πρότερον φύσει* und *πρότερον πρὸς ἡμᾶς* zurückgehend, das Problem des a priori und a posteriori behandelte und zu lösen versuchte. Er unterschied zunächst zwischen natürlicher und zeitlicher Priorität: unter ersterer verstand er den höheren Rang eines Vorganges einem andern gegenüber, letztere war ihm einfach das zeitlich Frühere³⁾. Klarer aber wird unser Problem erkannt in seinem Bemühen, die letzten, höchsten Wahrheiten zu erfassen, in deren logischen Verbindungen alle Erkenntnisse begründet sein sollen. Bei dieser Betrachtung erkannte Leibniz eine doppelte Art der Erkenntnisse, von denen die einen über alle Zeit erhaben sind, die andern dagegen nur einen einmaligen Wert haben: die *vérités éternelles* oder *vérités de raison* und die *vérités de fait*, Vernunftwahrheiten und Erfahrungstatsachen. Beide sind intuitiv, worunter Leibniz versteht, dass sie in sich selbst und nicht von etwas anderem abgeleitet sind. Diese apriorischen, im kartesischen Sinne metaphysischen, im Sinne Spinozas geometrischen ewigen Wahrheiten sind klar und deutlich; die aposteriorischen Wahrheiten sind wohl klar, jedoch nicht deutlich. Bei den ersteren haben wir die Ueberzeugung von der Unmöglichkeit des Gegenteils, bei den letzteren ist das Gegenteil möglich. „Bei den ersteren beruht die intuitive Gewissheit auf dem Satz des Widerspruches, bei den letzteren bedarf die durch die tatsächliche Wirklichkeit gewährleistete Möglichkeit noch einer Erklärung nach dem Satze vom zureichenden Grunde.“⁴⁾ Diese grundlegende Scheidung in „*vérités de raison et celles de fait*“ findet ihren klarsten Ausdruck in Leibnizens Stellung zur Logik.

¹⁾ Stöckl A., a. a. O. S. 276.

²⁾ Spinoza Baruch de, Ethik a. a. O., S. 10.

³⁾ Leibniz G. W. v., Die Theodicee, Deutsch von R. Habs, Reclam, I, 365, 476; II, 132 f., 320.

⁴⁾ Windelband W., a. a. O., S. 334; vergl. auch Husserl Edm., Log. Unt., Halle 192², I, S. 136.

Wie Bolzano, so kommt auch Leibniz von der Mathematik zur Philosophie, insbesondere zur Logik. Infolgedessen lehnt er die psychologistischen Tendenzen in der Logik ab. Ganz klar und deutlich verleiht er dieser seiner apriorischen, mathematischen Einstellung zu den Problemen der Logik Ausdruck in seinen *Nouveaux Essais*¹⁾. Leider müssen wir uns hier mit dieser kargen Andeutung begnügen, behalten uns aber eine eingehende Behandlung dieses reizvollen Themas vor; der kundige Leser erkennt jedoch immerhin schon aus dieser kurzen Charakteristik der Philosophie Leibnizens, dass Leibniz unser Problem wohl kannte und dass die versuchte Lösung des Problems — allerdings in seiner Art — bestimmend ist für seine philosophische Methode. Leibniz ist trotz seines liebenswürdig-konziliananten Wesens und seiner zwischen Rationalismus und Empirismus vermittelnden Tendenz Apriorist und dadurch der Vorläufer Bolzanos.

10. Rückblick und Ausblick.

Schauen wir jetzt noch einmal zurück auf den Weg, den wir in der historischen Betrachtung unseres Problems zurücklegten, und wenden wir dann unser Interesse dem eigentlichen Begründer der Aprioritätslehre, Kant, zu, dann erkennen wir, dass überall mit dem a priori auch das a posteriori implicite bestimmt ist, und wir sehen, wie sich unser Problem zu immer höherer Klarheit durchringt, und wie es schliesslich den grossen Königsberger Denker zwingt, es zum Mittelpunkt seines philosophischen Denkens zu machen.

Zweites Kapitel.

Kant.

1. Kants a priori und a posteriori.

Die Philosophie Kants ist eine Philosophie ganz eigener Art. Weder Rationalismus noch Empirismus, weder Subjektivismus noch Objektivismus können sie mit Fug und Recht zu der ihrigen zählen. Sie ist eben — wenn wir sie mit einem ihrem Gehalt entsprechenden Namen nennen sollen — Kantianismus. Die Schwierigkeit des Verständnisses dieses Kantianismus wird noch dadurch erhöht, dass Kant sich nicht immer konsequent bleibt in seinen Definitionen²⁾. Darin liegt denn auch der Grund dafür, dass selbst Vaihinger die Kritik der reinen Vernunft „das

¹⁾ Leibniz G. W. v., *Nouveaux Essais*, L. IV. ch. XVI. § 5 und L. IV. ch. XVII. § 4; L. IV. ch. I, T. 44. *Opp. phil. Erdm.* S. 388 f., 395, 343. Vgl. auch den Brief an Wagner, *Opp. phil. Erdm.* 418 ff.

²⁾ Einmal: „Die Metaphysik handelt nicht von Objekten, sondern Erkenntnissen“; das andre Mal: „die Metaphysik ist eine Philosophie der reinen Vernunft, sie handelt entweder von Gegenständen der reinen Vernunft oder von Gegenständen der Erfahrung durch die reine Vernunft, nicht nach empirischen, sondern den rationellen Prinzipien“; wieder ein anderes Mal: „die

genialste und zugleich widerspruchsvollste Werk der ganzen Geschichte der Philosophie⁽¹⁾ genannt hat. Dies Urteil ist nicht ganz gerecht; denn trotz seiner Originalität hat Kant eine grosse Entwicklung durchmachen müssen, wodurch doch die verschiedenen Standpunkte, die Kant im Laufe seines langen Lebens einnahm, verständlich werden. Das Studium Kants darf darum nicht nur systematisch und methodisch sein, sondern es muss auch die zeitgeschichtliche Entwicklung der Persönlichkeit berücksichtigen, wenn es eine einigermaßen objektive Würdigung zeitigen soll. Bei einer solchen Betrachtung der Kantischen Philosophie lässt sich bald feststellen, dass trotz der Originalität des Kantianismus Leibniz und Descartes, auch Aristoteles und Plato in ihm ihre Wiedergeburt feiern. So finden sich denn auch in Kants Betrachtungen unseres Problems unverkennbare Spuren aristotelischer Gedanken. Form und Inhalt sind in mancher Beziehung gleich⁽²⁾. Doch liegt auch ein wesentlicher Unterschied zwischen der Auffassung Kants und der Einstellung derer, die wir in unserer historischen Erörterung kennen lernten: Kant verleiht unserem Problem — anstatt der mehr oder weniger psychologisch-zeitlichen Anschauungsweise der Vorzeit — einen erkenntnistheoretischen Wert. Die kartesianische Scheidung in *idea innatae* und *ideae adventitiae* gibt es für Kant nicht — er untersucht rein theoretisch den Wert der Erkenntnis. „Wohl hebt alle unsere Erkenntnis mit der Erfahrung an, aber damit ist noch nicht gesagt, dass sie darum nun auch aus der Erfahrung entspringe“⁽³⁾. Ausgehend von der Erfahrung, „die ohne Zweifel das erste Produkt ist, welches unser Verstand hervorbringt“ (35), stellt Kant fest, dass es für unsern Verstand auch noch ein anderes Arbeitsfeld gibt. Wohl sagt uns die Erfahrung, dass etwas da ist, aber über die Notwendigkeit und Allgemeingültigkeit der Erkenntnisse, die sie uns gibt, erfahren wir nichts von der Erfahrung, und weil sie uns das nicht gibt, „gibt sie uns auch keine wahre Allgemeinheit. Solche allgemeinen Erkenntnisse nun, die zugleich den Charakter der inneren Notwendigkeit haben, müssen, von der Erfahrung unabhängig, vor sich selbst klar und gewiss sein; man nennt sie daher Erkenntnisse a priori: da im Gegenteil das, was lediglich von der Erfahrung erborgt ist, wie man sich eigentliche Metaphysik besteht aus *cosmologia rationali* und *theologia naturali*. Jene hat zwei Teile: Natur und Freiheit und deren Gesetze a priori.“ S. Reflexionen, Leipzig, Phil. Bibl. Bd. 33, S. 109, 105, 125.

¹⁾ Vaihinger H., Kommentar zur Kritik der reinen Vernunft, 2 Bd., Stuttgart 1892, Vorwort S. VI.

²⁾ Vgl. Buchenau A., Grundprobleme zur Kritik der reinen Vernunft, Leipzig 1914, S. 15; Geysler J., Grundlage der Logik und Erkenntnislehre, Münster i. W. 1909, S. 207; Sentroul Ch., Kant und Aristoteles, Deutsch von L. Heinrichs, Kempten 1911, S. 2 f.

³⁾ Kant J., Kritik der reinen Vernunft, Reclam S. 1. Im Folgenden bedeuten die eingeklammerten Zahlen hinter den Zitaten die Seitenzahlen in der Kritik der reinen Vernunft, Ausg. Kehrbach.

ausdrückt, nur a posteriori oder empirisch erkannt wird“ (35). Mit dieser Feststellung gibt aber Kant sich nicht zufrieden, denn er weiss, dass wir Erkenntnisse in unserer Erfahrung haben, deren Ursprung a priori sein muss. Und eben diese Erkenntnisse sind „gewisse ursprüngliche Begriffe und aus ihnen erzeugte Urteile, die gänzlich a priori, unabhängig von der Erfahrung entstanden sein müssen“ (35). Diese Begriffe machen, „dass Behauptungen wahre Allgemeinheit und strenge Notwendigkeit enthalten, dergleichen die bloße empirische Erkenntnis nicht liefern kann“ (36). Und noch weiter geht Kant: Es gibt nämlich gewisse Erkenntnisse, die „sogar das Feld aller möglichen Erfahrungen verlassen, und durch Begriffe, denen überall kein entsprechender Gegenstand in der Erfahrung gegeben werden kann“ (36). Diesen von jeglicher Erfahrung absolut unabhängigen Erkenntnissen legt Kant einen so grossen Wert bei, dass er sie für erhabener hält, „als alles, was der Verstand im Felde der Erscheinungen lernen kann, wobei wir, sogar auf die Gefahr zu irren, eher alles wagen, als dass wir so angelegene Untersuchungen aus irgend einem Grunde der Bedenklichkeit oder aus Geringschätzung und Gleichgültigkeit aufgeben sollten“ (36). Weiterhin unterscheidet Kant noch zwischen „völlig a priori“ und „schlechthin a priori“ (43). „Völlig a priori“ ist jene schlechthin reine Erkenntnis, in die sich überhaupt keine Erfahrung oder Empfindung einmischt. Unter „schlechthin a priori“ versteht Kant die reine Vernunft, die die Prinzipien enthält, etwas schlechthin a priori zu erkennen, oder etwas verständlicher: „Schlechthin a priori ist ein Satz, der nur aus einem apriorischen Satz abgeleitet ist“¹⁾.

A priori ist also noch Kant das, was „von der Erfahrung unabhängig, vor sich selbst klar und gewiss ist“ und „aus reinem Verstande“ oder „reiner Vernunft“ hervorgeht. A posteriori ist ihm, was „lediglich von der Erfahrung erborgt ist, oder empirisch erkannt wird“. Eine Erkenntnis wird als a priori daran erkannt, dass sie „wahre Allgemeinheit und strenge Notwendigkeit“ besitzt. Die Erkenntnisse a priori sind die wichtigsten Erkenntnisse, die wir haben, denn auf ihnen baut sich auf das Grundproblem der ganzen Philosophie Kants: Wie sind synthetische Urteile a priori möglich? Diese Frage setzt ein anderes Kant-Problem voraus, das uns hier wegen seines Einflusses auf Bolzano interessiert.

2. Kants analytische und synthetische Urteile.

Hier handelt es sich um das Verhältnis zwischen Subjekt und Prädikat im Satze. Entweder ist das P. im S. enthalten, d. h. mit dem Begriff des S. ist der Begriff des P. notwendig gegeben, sodass es scheint, als ob das Nebeneinander von S. und P. eine Tautologie ergebe, oder das P. ist nicht im S. enthalten, fügt also etwas Neues bei, was noch nicht im Begriff des S. enthalten ist. „Im ersten Falle nenne ich das Urteil analytisch, im

¹⁾ Eisler R., Handwörterbuch der Philosophie, Berlin 1913, S 51.

andern synthetisch. Analytische Urteile (die bejahenden) sind also diejenigen, in welchen die Verknüpfung des Prädikates mit dem Subjekt durch Identität, diejenigen aber, in denen diese Verknüpfung ohne Identität gedacht wird, sollen synthetische Urteile heissen. Die ersteren könnte man auch Erläuterungs-, die anderen Erweiterungs-Urteile heissen, weil jene durch das Prädikat nichts zum Begriff des Subjektes hinzutun, sondern diesen nur durch Zergliederung in seine Teilbegriffe zerfallen, die in selbigen schon (obschon verworren) gedacht werden; dahingegen die letzteren zu dem Begriffe des S. ein P. hinzutun, welches in jenen gar nicht gedacht war und durch keine Zergliederung desselben hätte können herausgezogen werden“ (39)¹⁾. Während nun das gemeinschaftliche Prinzip aller analytischen Urteile der Satz des Widerspruches ist, muss bei den synthetischen Urteilen noch die „Anschauung zu Hilfe genommen werden, vermittelt deren allein die Synthesis möglich ist“²⁾.

3. Zur Kritik.

Als Beispiel für ein analytisches Urteil gibt Kant ganz richtig an: „Alle Körper sind ausgedehnt“. Es liegt eben im Begriff des Körpers der Begriff der Ausdehnung, der Begriff des Körpers ist nicht erweitert, sondern nur aufgelöst, also ist das Urteil „alle Körper sind ausgedehnt“ analytisch. Dem Beispiel für ein synthetisches Urteil: „Alle Körper sind schwer“ können wir dagegen nicht ohne weiteres beistimmen. Wenn Kant ausgeht von „der uralten Anschauung, dass unsere Erkenntnis der Gegenstände in dem allgemeinen Wesensbegriffe bestehe, den wir uns von ihm bilden, und der seine Bedeutung für die Erkenntnis dadurch verrät, dass wir den Gegenstand, wenn wir die Merkmale dieses Begriffes aufheben, überhaupt nicht mehr denken können, dann hat er ein Recht zu der Behauptung, durch ein analytisches Merkmal werde der logische Inhalt des im Begriffe erkannten Gegenstandes nur erläutert, durch ein synthetisches dagegen erweitert“³⁾. Ist Kant aber der Ansicht, das es weder von den empirischen noch von den „a priori gegebenen Begriffen“ der Philosophie unveränderliche und streng allgemein gültige Definitionen gebe, dann ist das Urteil „alle Körper sind schwer“ kein synthetisches, sondern ein analytisches Urteil⁴⁾.

Zu dieser Frage ist mehrfach Stellung genommen worden. Während sich Lotze in seiner Unterscheidung der analytischen und synthetischen Urteile zu Kant bekennt⁵⁾, lehnen Trendelenburg⁶⁾, Sigwart⁷⁾ und Benno

¹⁾ Vgl. Kant J., Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können, Reclam S. 41 ff.

²⁾ Kant, J., a. a. O. S. 44.

³⁾ Geysler, J., a. a. O. S. 207.

⁴⁾ Schleiermacher, F. E. D., Dialektik, Leipzig 1910, Phil. Bibl. Bd. 138, S. 95.

⁵⁾ Lotze, H., Grundzüge der Logik, Leipzig 1885, § 25.

⁶⁾ Trendelenburg, A., Logische Untersuchungen, Leipzig 1870, II, S. 263-267.

⁷⁾ Sigwart, Chr., Logik, 4. Aufl., 2 Bde., Ausg. v. H. Maier 1914, § 18.

Erdmann¹⁾ Kants Auffassung energisch ab. Wundt hingegen scheint juns wohl die richtige Erklärung zu geben: „Sicherlich hat Kant nicht übersehen, dass ein Merkmal wie die Schwere in den Begriff des Körpers allenfalls mitgedacht werden könne. Als analytische Urteile wollte er aber nur solche betrachtet wissen, in deren Subjekt der Prädikationsbegriff notwendig und allgemein gültig mit zu denken sei. Einen Körper ohne Ausdehnung zu denken, ist unmöglich, dagegen brauche ich bei der Vorstellung desselben nicht an seine Schwere zu denken²⁾.“ Wir schliessen uns dieser Deutung an. Neben Kants Erörterungen unseres Problems sind von besonderem Interesse die gleichnamigen Erörterungen Bolzanos, des grossen Gegners Kants und Begründers der Phaenomenologie.

(Schluss folgt.)

Alte und neue Erklärungsversuche der Begriffsbildung.

Von P. Karl Schmieder C. S. Sp. in Knechtsteden.

Eine Hauptfrage der modernen Philosophie ist das Erkenntnisproblem, das sich dem Nachkriegsmenschen mit erneuter Wucht aufdrängt. Was die Philosophenschulen Kantscher Richtung in jahrzehntelanger Arbeit geleistet, was der grosstuehende Positivismus, der den aristotelisch-scholastischen Realismus als naiv und überlebt verhöhnnte, in seinem Jugendstolze an prunkhaften Bauten errichtet, fegte der ernüchternde Weltkrieg wie Kartenhäuser hinweg. Die heutigen Menschen verlangen wieder mehr nach Ewigkeitswerten, nach beglückender, die innerste Seele befriedigender Wahrheit. Der Nachkriegsmensch will Werte und Sicherheiten. Diese Werte bot aber schon früher, wenn auch in vielleicht nicht genug geklärter Art der belächelte Realismus, und die wahrheitshungrigen Gegenwarts-menschen kehren zu ihm zurück, bei ihm Hunger und Durst zu stillen. Allenthalben ist die Rückkehr zum Realismus und Objektivismus auf den verschiedensten Gebieten der Philosophie festzustellen. Zu diesen Gebieten ist auch die Begriffspsychologie zu rechnen. Ehrliche Denker wenden sich wieder ab von der in der Vorkriegszeit Mode gewesenen subjektiven Deutung der ganzen Ideenfrage. Dank der gründlichen Arbeiten und Bestrebungen der Külpe- und Meinongschule sind die besten Ansätze vorhanden, um in der Begriffspsychologie den Weg zum aristotelischen Realismus zurückzufinden, bisherige dunkle Punkte und Rätsel des Systems zu

¹⁾ Erdmann, B., Logik I, 2. Aufl. 1907, Kap. 38.

²⁾ Wundt, W., Logik, 3. Aufl., Leipzig 1906 bis 1908, I, S. 161.